

„Mir ist Gotteserfahrung nicht zuteil geworden“

Ein Gespräch mit Reiner Kunze

Von deutsch-deutschen Lebenserfahrungen und davon, wie der persönlich nichtgläubige Dichter Glaube, Christentum und religiöse Tradition sieht, handelt das folgende Gespräch mit dem Lyriker und Schriftsteller Reiner Kunze. Kunze (Jahrgang 1933) lebte bis 1977 in der DDR, studierte in Leipzig Philosophie und Journalistik, wurde dort wissenschaftlicher Assistent mit Lehrauftrag, bis er 1959 aus dem Universitätsdienst entlassen wurde. Ab da arbeitete er zunächst als Schlosser im Schwermaschinenbau; seit 1962 ist er freier Schriftsteller. 1977 mußte er die DDR verlassen. Im Jahr zuvor erschien im Westen sein Prosaband „Die wunderbaren Jahre“ (S. Fischer). Neben Übersetzungen tschechischer Lyrik publizierte Kunze u. a. (ebenfalls bei Fischer) die beiden Gedichtbände „Auf eigene Hoffnung“ (1981) und „eines jeden einziges Leben“ (1986). Kunze lebt heute im Bayerischen Wald. Die Fragen stellte Michael Scheuermann.

HK: Herr Kunze, Sie verbrachten 43 Jahre Ihres Lebens in der DDR, mußten aber die DDR vor 10 Jahren verlassen bzw. wurden von den DDR-Behörden ausgebürgert und leben seither in der Bundesrepublik. Welche Erfahrungen haben Sie auf diesen sehr verschiedenen Stationen geprägt?

Kunze: Es waren stets Stationen, die einen besonderen Gewinn und zugleich einen besonderen Verlust markieren. Ich konnte als Arbeiterkind studieren. Das kommunistische Regime hatte aber spezielle Pläne mit uns Arbeiterkindern, und so bedeutete die Förderung zugleich, daß wir ideologisch indoktriniert, daß wir belogen und philosophisch wie ethisch fehlgeleitet wurden, denn nicht das eigene Gewissen, sondern der Nutzen für die „Sache“ wurde zur höchsten Instanz erhoben, und was der Sache nützt, das bestimmte die Partei. „Die Partei, die Partei, die hat immer recht“ haben wir gesungen. Und: „Denn wer kämpft für das Recht, der hat immer recht“ – und was bedeutet das anderes als: Der Zweck heiligt die Mittel. Als ich das nach und nach zu durchschauen begann, kam es zu großen Erschütterungen und zu einer lebensbedrohlichen Krise.

„Dreiundvierzig Jahre nicht gewußt, was es heißt, ein freier Mann zu sein“

HK: Sie mußten in dieser Zeit Ihre wissenschaftliche Laufbahn aufgeben und aus der Universität ausscheiden. Wie kamen sie mit dieser Situation zurecht?

Kunze: Durch eine Rundfunksendung, die mir bei diesen Auseinandersetzungen zur Last gelegt wurde – es handelte sich um eine Sendung mit Liebesgedichten, die, wie man mir vorwarf, den Klassenstandpunkt vermissen ließen –, lernte ich meine Frau kennen, mit der ich nun schon 26 Jahre verheiratet bin. Da sie damals in der

Tschechoslowakei lebte, kam ich außerdem mit der tschechischen Literatur und mit einer Geistes- und literarischen Tradition in Berührung, die mehr von einem sinnlich-bildhaften Erfassen der Welt bestimmt ist als von abstrahierendem Denken. Wenn ich begriffen haben sollte, was Poesie ist, dann habe ich das der tschechischen Poesie zu danken.

HK: Und was bedeutet es für Sie, daß Sie die DDR verlassen mußten?

Kunze: Was die Station „Ausbürgerung aus der DDR“ betrifft, so habe ich einerseits die Möglichkeit verloren, meine alten und sehr kranken Eltern wiederzusehen – und das ist furchtbar; andererseits weiß ich heute, daß ich dreiundvierzig Jahre meines Lebens nicht gewußt habe, was das heißt, ein freier Mensch zu sein – mit allen Risiken und Möglichkeiten.

HK: Immer wieder waren Kritiker – in Ost und West – Ihre Wegbegleiter. Da ist Ihr DDR-Kollege Max-Walter Schulz, der Sie Ende der sechziger Jahre auf dem VI. Deutschen Schriftstellerkongreß scharf kritisierte. Und da ist Ihr Kollege Wolf Biermann, zu dem Sie sich öffentlich bekannt haben, als er für die DDR-Staatsführung untragbar geworden war. Nach der Verfilmung Ihres Buches „Die wunderbaren Jahre“ hat er geargwöhnt, daß Sie im Westen „aufs Ewigmenschliche hinprivatisieren“, wenn nicht sich sogar vor den Karren der Konservativen hierzulande spannen ließen. Was haben Sie den Vorwürfen entgegenzuhalten?

Kunze: Meine Bücher. Und denjenigen, die keinen Zugang zu ihnen finden, das, was ich außerhalb meiner Bücher sage und im Leben tatsächlich tue oder unterlasse. Aber es wird immer Personen geben, die behaupten, ich sei vorspannbar – jene nämlich, die gehofft hatten, ich sei es für ihre Zwecke. – Lassen Sie mich aber noch etwas dazu sagen, daß Sie Max-Walter Schulz und Wolf Biermann in einem Atemzug nennen: Max-Walter Schulz scheint im öffentlichen Bewußtsein fast nur noch dadurch zu existieren, daß er mich einmal des „antikommunistischen Individualismus“ geziehen hat, und diese Äußerung hatte mit Kritik nichts zu tun, sondern war eine Denunziation. Das Beste, das Wolf Biermann geschrieben hat, gehört zum Besten der zeitgenössischen deutschen Literatur, und wenn er mir auf offener Bühne in die Rippen boxt, betrachte ich selbst das Hämatom noch als kollegiales Ereignis.

HK: Sehen Sie derzeit spezifische Gefahren für die Gesellschaft der Bundesrepublik?

Kunze: Die eine Gefahr, die ich sehe, ist nicht spezifisch bundesrepublikanisch, sondern betrifft jedes hochentwickelte westliche Land. Dabei bin ich mir bewußt, daß ein profitorientiertes Wirtschaftssystem nur dann funktionieren kann, wenn Profit erzielt wird. Aber es wird Pro-

fit gemacht *um jeden Preis*. Es wird Profit gemacht, koste es *im* Menschen, was es wolle, und koste es unsere Lebensgrundlagen – die Bäume, die Ozonschicht usw. – Die andere Gefahr ist insofern spezifischer für die Bundesrepublik, weil sie spezifischer deutsch ist: die Ideologisierung des geistigen Lebens bis ins Unversöhnliche, bis in den Haß, ins Tödliche. Eine Sache wird nicht mehr nach den ihr gemäßen Kriterien beurteilt, sondern nur noch danach, ob sie die eigene Überzeugung bestätigt, oder nach der Brauchbarkeit für die Durchsetzung der eigenen Interessen. Und nicht nur die Sache – auch der einzelne Mensch.

„Ich schreibe, um mein Leben zu bewältigen“

HK: Als „scharf aus der DDR-Wirklichkeit herausgestochene Medaillons“ hat Heinrich Böll einmal Ihre Gedichte und Prosastücke bezeichnet. Fehlte Reiner Kunze in der Bundesrepublik – zunächst – der „unsichtbare Sträflingsstreifen“ des DDR-Alltags, an dem Sie litten, von dem Sie aber auch zehrten?

Kunze: Ich schreibe, um mein Leben zu bewältigen, und es muß überall bewältigt werden, wo immer man auch lebt. Vieles hier ist anders, und niemand wird bestreiten, daß Augen, die im Osten sehen gelernt haben, im Westen manches nicht sofort erkennen (und einiges vielleicht nie erkennen werden). Das hat aber nichts damit zu tun, daß es des „unsichtbaren Sträflingsstreifens“ bedürfe, um schreiben zu können. Ist es nicht schlimm genug, daß wir auch hier mit der Lüge leben müssen? Wir müssen nur nicht mitlügen, um zu überleben. Der Zwang, mitzulügen, um zu überleben, war aber noch nie Voraussetzung dafür, daß Literatur entsteht.

HK: Vor kurzem erschien Ihr Gedichtband „eines jeden einziges leben“. Davor gab es eine „Funkstille“. Gab es besondere Gründe dafür?

Kunze: Der Gedichtband „Auf eigene Hoffnung“ erschien 1981, der Band Nachdichtungen „Wundklee“ 1982, die Erzählung „Eine stadtbekanntes Geschichte“ 1982, die Sammlung „In Deutschland zuhaus, Funk- und Fernsehinterviews 1977 bis 1983“ 1984 und die von mir herausgegebene Anthologie „Über, o über dem Dorn“, Gedichte aus 100 Jahren S. Fischer-Verlag, 1986. Dazwischen liegen noch kleinere Publikationen wie die Übersetzungsbändchen „Eine Tafel, blau wie der Himmel“, „Manchmal schreibt mir das Weibchen des Kuckucks“ und „Tschechische Märchen zur guten Nacht“. Wenn wir nur „Auf eigene Hoffnung“, „Wundklee“ und „eines jeden einziges leben“ in Betracht ziehen, so habe ich, seit ich in der Bundesrepublik lebe, in denselben Abständen Bücher publiziert wie früher. Von einer „Funkstille“ kann also keine Rede sein – es sei, Sie meinen die außerliterarische „Funkstille“. Sie hat sich, da ich keine politischen Schlagzeilen mehr liefere, zum Teil von selbst ergeben, zum Teil habe ich sie mir erkämpft.

HK: „Das Gedicht ist Verzicht / im Leben wie in der Sprache“ heißt es in einem Ihrer Verse. Ist damit etwas über die Voraussetzungen Ihrer Gedichte gesagt? Wie entstehen die Gedichte Kunzes?

Kunze: Ein Mann ist im Garten eingeschlummert, und der Dichter (hier Vit Obrtel) sagt von ihm: „Hoffentlich weckt ihn das Rotwerden der Vogelbeeren nicht.“ Das ist ein poetischer Einfall: Zwei weit auseinanderliegende Wirklichkeiten – der Schlaf eines Menschen und das Rotwerden der Vogelbeeren – werden so miteinander verknüpft, daß wir etwas wahrnehmen, das wir sonst nicht wahrgenommen hätten – nämlich die Verletzlichkeit dieses Schlafs: Schon das lautlose und als Vorgang nicht einmal wahrnehmbare Rotwerden der Vogelbeeren könnte ihn gefährden. Ich sagte, zwei Wirklichkeiten „werden miteinander verknüpft“, richtig wäre „verknüpfen sich miteinander“. Denn dieser Prozeß vollzieht sich unbewußt, so daß man einen poetischen Einfall nicht „herbeiwollen“ kann – er muß *kommen*, was wiederum bedeutet, daß man erst dann ein Gedicht zu schreiben beginnen kann, wenn der Einfall, das dichterische Bild, *gegeben* ist. Die Arbeit kann dann Tage und Wochen dauern. Ich jedenfalls brauche sehr lange, ich bin ein Nörgler, und ich lasse die fertigen Texte dann liegen, oft Jahre (weshalb Sie von mir kaum Gedichte in Zeitungen finden). Je älter man wird, desto zurückhaltender wird man, desto größer werden die Skrupel.

„Karfreitag und Ostern gehen deshalb ins Gedicht ein, weil sie Wirklichkeit sind“

HK: Von Glocken, Orgeln und Kirchtürmen ist in Ihren Gedichten immer wieder die Rede. Als ob diese Gebilde Ausfallstraßen aus hermetisch abgedichteten ideologischen Glasglocken wären und den authentischen Lebensvollzügen des Menschen Bahn brächen. Was hat Sie dazu bewogen, Kirchenrequisiten zu „verdichten“? Was bewegt Sie immer wieder, auf den kirchlichen Festtagskalender zurückzugreifen?

Kunze: Ich hoffe sehr, daß ich nie Kirchenrequisiten verdichtet habe. Der Ton der Glocke aber ist in der Luft, die wir atmen. Und: Wäre die Silhouette von Lübeck die Silhouette von Lübeck ohne ihre sieben Kirchtürme? Oder kann ich von Bach reden, ohne irgendwann einmal von der Orgel zu sprechen? Und was den Kalender betrifft: Ist bei unserer Zeitrechnung *nach Christi Geburt* der Jahresablauf ohne die kirchlichen Feiertage überhaupt vorstellbar? Versuchen Sie einmal, die kirchlichen Feiertage zu verbieten oder umzubenennen – der Karfreitag wird Karfreitag heißen und der Ostermontag Ostermontag (ich weiß, wovon ich spreche, denn in der Tschechoslowakei sind beide Feiertage abgeschafft). Glocken, Orgeln, Kirchtürme, Karfreitag und Ostern gehen zuerst einmal deshalb ins Gedicht ein, weil sie Wirklichkeit sind. Selbstverständlich sind sie außerdem Sym-

bole – aber selbst wenn ich sage, der Hahn kräht, um Gott zu wecken, damit er die Falltür öffne über dem Tal („An der Donau im Nebel“), so läßt sich daraus weder ein Glaubensbekenntnis ableiten, noch ein Sakrileg. Es ist die Bildwelt, in der ich denke, in der ich lebe – in der wir alle mehr oder weniger aufgewachsen sind.

HK: Aber es gibt Schriftsteller, die darauf nicht Bezug nehmen. Es gab in jüngster Zeit ein Symposium „Literatur und Theologie“, auf dem die anwesenden Dichter ihre Scheu äußerten, sich auf diese – wie sie sagten – „überkommene Tradition“ einzulassen. Sie gebrauchen diese Dinge beinahe selbstverständlich.

Kunze: Ich kann den Einfluß der Luther-Bibel weder aus der deutschen Sprache noch aus meinem Bilddenken eliminieren. Und warum sollte ich das auch wollen. Der Bildhauer Hans Wimmer sagt, fruchtbar sei nur die Kraft, die aus der Tiefe der vergangenen Bemühungen in die Hand strömt.

HK: Wie sind Ihre Erfahrungen mit den christlichen Kirchen hüben und drüben?

Kunze: Für diejenigen, die von selbständigem Denken nicht lassen wollten, waren drüben die Kirchen der letzte Freiraum – zumindest in den siebziger Jahren. Hier, in der Bundesrepublik, habe ich kaum Erfahrungen mit der Kirche als Kirche. Aber ich kenne viele religiöse Menschen, denn wir leben in einer katholischen Gegend, in der Gegend von Passau, und da habe ich die Erfahrung gemacht: Diejenigen, die am tiefsten glauben, sind die tolerantesten und nachsichtigsten.

„Es besteht eine große Skepsis gegenüber Gott als Antwort auf alles“

HK: Spielten Religion und Glaube in Ihrem Leben einmal eine Rolle?

Kunze: Als die Religion und der Glaube anderer – immer. Und denken Sie bitte auch nicht, ich würde den Segen, der vom Glauben ausgehen kann, unterschätzen ...

HK: Was meinen Sie damit?

Kunze: Das Gefühl existentieller Geborgenheit. Vor allem aber: die Hoffnung auf Auferstehung, die den Tod vor allem derer zu ertragen hilft, die man liebt. „Aber Hoffnung muß sein bei den Lebenden“, sagt Kleist ... Also: Ich achte den Glauben anderer, mir selbst aber ist Gotteserfahrung bis heute nicht zuteil geworden. Sollten Sie allerdings darin, daß ich für jedes Erwachen dankbar bin, auch wenn ich nicht weiß, wem, ein religiöses Empfinden erblicken, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Das wäre dann Religiosität im Sinne Oswald Spenglers, der sagt: „Jede Seele hat Religion. Das ist nur ein anderes Wort für ihr Dasein.“ Gläubigkeit im engeren Sinn hat bei mir jedoch nur in der Kindheit eine Rolle gespielt, und auch da nur zu bestimmten Zeiten. Der Religionsunterricht ist, was den Glauben betrifft,

ebenso spurlos an mir vorübergegangen wie mein Sopran-Debüt im Kirchenchor.

HK: Sie erfuhren keine religiöse Prägung in Ihrer Herkunft?

Kunze: Mein Großvater, ein Steinkohlenbergmann, der über vierzig Jahre unter Tage gearbeitet hat, war ein gläubiger Mensch, und ihn habe ich geliebt. Ich habe ihn nie in die Kirche gehen sehen, aber ich sehe ihn noch heute am Fenster sitzen und pfeiferauchend Bibel lesen. Der Himmel war für ihn ein Geheimnis, das ihn überwältigte und dem er sich demütig zu nähern suchte. Ein „Sonnenstrahl auf dem Brot“ konnte ihn mit Dankbarkeit erfüllen (an vielen Tagen seines Lebens hat er die Sonne nicht gesehen; zu seiner Zeit arbeitete man noch bis zu zwölf Stunden – auch unter Tage). Einmal, als er mich zum Kühgehütten mitgenommen hatte – wie groß ich damals gewesen bin, ist daran zu erkennen, daß ich mich, um mich zu wärmen, in die Hautfalte zwischen Euter und Oberschenkel der Kuh stellte –, versetzte ich einer Kuh einen Stockschlag. Mein Großvater sprach damals auf mich ein, als hätte ich etwas Unverzeihliches getan. „Du mußt mit ihr reden“, sagte er. Vielleicht sprach in diesem Augenblick der heilige Franziskus aus ihm. Er lebte die Bibel, wie er sie verstand ... Aber ich entsinne mich auch, daß mir als Kind eine Frau ein Buch in die Hand drückte, in dem alle nur denkbaren Martern der Hölle abgebildet waren – ein teuflisches Buch, vor dem sich meine lodernde Kinderseele zuletzt nur noch durch den Gedanken retten konnte: Das gibt es doch gar nicht! Ich weiß das noch sehr genau: – ich hatte Wochen der Höllenangst verbracht, und eines Tages erlöste mich dieser Gedanke. Vielleicht verließen mich an diesem Tag mit den Teufeln auch die Engel.

HK: Auch in Zeiten zunehmender Pressionen hat die Religion nie eine Rolle gespielt?

Kunze: Weder in Zeiten zunehmender Pressionen noch in Zeiten zunehmender Depressionen.

HK: Aber in bischöflichen Hirtenworten und auch in Religionsbüchern taucht ab und an eines Ihrer Gedichte auf. Reiner Kunze ist nicht nur ein Lesebuch-Klassiker, sondern auch einer, auf den sich Prediger und Religionspädagogen besinnen. Wie beurteilen Sie diese Indienstnahme Ihrer Texte?

Kunze: Wenn man das poetische Bild nicht auf den Begriff zu bringen versucht, sondern es in Beziehung zu religiösen Überlegungen setzt, so wüßte ich nicht, was ich dagegen haben sollte. Selbstverständlich sollte niemand, der seine Gedanken an ein Gedicht anlehnt, behaupten: Das wollte uns der Dichter damit sagen. Das, was der Dichter sagen wollte, ist das Gedicht.

HK: Warum, meinen Sie, leeren sich in beiden deutschen Staaten die Kirchen?

Kunze: Meine Erfahrung mit jüngeren Menschen besagen, es besteht eine große Skepsis gegenüber *Gott als*

Antwort auf alles. Mich zu Ihrer Frage ausführlicher äußern zu wollen, wäre aber, glaube ich, anmaßend.

HK: In einem Ihrer neuen Gedichte sprechen Sie von dem Vorhandensein „kleiner Tode“ und „kleiner Mörder“, die nicht wenigen Zeitgenossen zu Lebzeiten schon den Geschmack des endgültigen Exitus vermitteln oder sie gar dazu treiben, Hand an sich zu legen. Wo und wann war der Mensch Reiner Kunze Opfer solcher „kleinen Mörder“? Wie und womit ist er ihnen gegenübergetreten? Und wodurch hat er bestanden?

Kunze: Erlauben Sie, daß ich abwinke? Und was das Weiterleben betrifft: Man hat mir noch nicht die Freude morden können, aus der heraus ich lebe, und es wird auch schwer sein, sie mir ganz zu nehmen – zumindest solange, wie auch meine Frau lebt. Aber was wissen wir, wer wir morgen sein werden.

„Meine absurde Weltsicht geht mit der Hoffnung zusammen“

HK: Sie sagten, Gotteserfahrung sei Ihnen bisher nicht zuteil geworden, und in Ihren Gedichten finden sich auch Anklänge an die Absurdität menschlicher Existenz. „Und noch dann betrügen wir uns selbst, wenn wir sagen: / auge in auge mit dem nichts // Das nichts blickt nicht // Wir sind nichterblickte“, heißt es in einem Text neueren Datums. Wie gehen diese Zeilen mit der Hoffnung zusammen? Haben Sie eine absurde Weltsicht? Wer ist dafür Ihr philosophischer Gewährsmann?

Kunze: Mein philosophischer Gewährsmann ist Albert Camus, und meine absurde Weltsicht geht mit der Hoffnung zusammen, wie die von Ihnen zitierten Verse mit den beiden Zeilen zusammengehen, die Sie ausgelassen haben: „Wir sind nichterblickte // und nicht angeblickte, blicken wir nicht / einander an“.

HK: Ist es dieses Anblicken und Angeblicktwerden, das Ihnen die Kraft gibt zu hoffen und das von daher auch Ihre Dichtung stark bestimmt?

Kunze: Ja, aber nicht nur in diesem direkten Sinn. Wenn ich Franz Liszts „Bénédiction de Dieu dans la solitude“ höre oder eine Wiese von Klimt betrachte, fühle ich mich ebenfalls angeblickt. Oder: Als ich noch in der DDR lebte, erhielt ich für eine Nacht Camus „Der Mythos von Sisyphos“ geliehen – unter dem Siegel der Verschwiegenheit, denn es war ein „West-Buch“, das zu verleihen Folgen haben konnte (ich habe es in dieser Nacht mit der Hand exzerpiert). Aus diesem Buch blickt mich ein Mensch an – und es war für mich ein Blick für das ganze Leben. Ich fand meine Weltsicht formuliert: Ich lebe Auge in Auge mit dem Nichts – zumindest reicht meine Erfahrung nicht weiter. Das heißt aber nicht, daß mein Leben keinen Sinn hat. Jeder trägt Verantwortung – für sein eigenes Leben und für das der anderen, und das verpflichtet zu Solidarität.

HK: Verunmöglicht das „Auge in Auge mit dem Nichts“ nicht diese Verpflichtung?

Kunze: Im Gegenteil. Der auf sich selbst Zurückgeworfene ist dem, der auf sich selbst zurückgeworfen ist, die einzige Geborgenheit. Aber er kann sie ihm nur dann sein, wenn er die Kraft und die Disziplin aufbringt, sich auch ohne ihn dem Leben zu stellen. Und das ist eine große Herausforderung – eine, wie ich meine, dem Menschen würdige Herausforderung.

HK: Theologie und zeitgenössische Literatur scheinen weithin aneinander vorbeizuleben. Welche Gründe gibt es für Schriftsteller, heute auf die Sache der Religion aufzumerken? Und warum, auf welche Weise sollte Theologie die zeitgenössische Literatur beachten?

Kunze: Ich zitiere aus einem Brief vom 11.3.1987, den mir ein Pfarrer aus Hannover schrieb: „... wenn ein Theologe sich zum Dichter äußert, sollte ein Dichter sich das einmal anhören. Obige Sätze habe ich abgeschrieben aus: Hans Weder: Neutestamentliche Hermeneutik. Zürich 1986.“ Und in den „obigen Sätzen“ heißt es, auch die Lebenserfahrung sei „ein Wort Gottes an uns“. Und weiter: „Und es ist die vornehmste Aufgabe der Dichter, diesem Wort Gottes zur Sprache zu verhelfen. Aber eben, die Lebenserfahrung wird allzuoft in unseren Wörtern und noch mehr in unserem zum Abstrakten eilenden Denken erstickt.“ Vielleicht sollten sich das auch manche Theologen anhören. Vielleicht sind die Sprache gewordene Lebenserfahrung und die Neigung zur Abstraktion Gründe genug, zeitgenössische Literatur zur Kenntnis zu nehmen (wenn man sie nicht schon überhaupt zum Leben braucht).

„Hätten wir doch alle Ohren ...“

HK: Gibt es auch theologisch bedachte und erwogene Bezirke, deren Beachtung auch für den zeitgenössischen Schriftsteller von Belang ist?

Kunze: Die Theologen verhandeln Grundfragen menschlicher Existenz, und wo immer solche Fragen verhandelt werden, sollte der Schriftsteller hinhören. Lassen Sie mich bitte noch einmal zitieren – und zwar aus einem Aufsatz von Max Seckler (er erschien in dem Buch „Das Judentum lebt – ich bin ihm begegnet. Erfahrungen von Christen. Herausgegeben von Rudolf Walter. Freiburg – Basel – Wien 1985“). Max Seckler ist bekanntlich Professor für Fundamentaltheologie in Tübingen. Ich habe lange nichts gelesen, das unsere Zeit mehr beträfe. Er schreibt: „Für uns ist der Dialog, um es mit Schleiermacher zu sagen, ein Sprachprozeß, an dessen Anfang der Streit steht, dessen Ziel und Ende aber die Übereinstimmung in den Ergebnissen ist. Der Dialog verflacht hier zu einer formalisierten dialektischen Methode, am Ende steht das Ergebnis, das möglichst in Form irreformabler Sentenzen festzuhalten und den Geistern aufzuerlegen ist ... ‚Überwundene‘ Meinungen werden draußen vor den Mauern bestattet und der Schande und dem Verges-

sen überlassen ... Die Tendenz zum Totalitären, zur Uniformität der Wahrheitshabe und zur Gleichschaltung der Geister, ist hier strukturell verankert. Aus dieser Sicht war die Inquisition kein Zufall und kein Sündenfall der beteiligten Personen, sondern ein konstruktionsbedingter Effekt. Der Dialogtypus dagegen, der sich in den religiösen Überlieferungen des Judentums entwickelt hat, ist von anderer Art ...“

HK: Inwiefern anderer Art?

Kunze: Darf ich Max Seckler weiterzitieren, und damit unser Gespräch abschließen? „Der Dialog selbst ist die Wahrheit ... In der Mischna, die Grundschrift des Talmuds, die um 200 n. Chr. redaktionell fertiggestellt wurde, fanden die als verbindlich angesehenen Texte Aufnahme. Was geschah mit dem Material, das nicht in die Mischna aufgenommen wurde? Es ging als eine eigene Sammlung in ein Beiwerk ein, ... als ‚Hinzufügung‘ (Tossefta) ... Ernst Simon bemerkt ...: ‚Die Tossefta

stellt das Problem ausdrücklich zur Diskussion. Es heißt dort: Als nach der Zerstörung Jerusalems die Weisen sich in Jahwe wieder zusammengefunden hatten, sagten sie: ›Die Stunde wird kommen, in der der Mensch ein Wort aus der Tora oder ein Wort aus der Überlieferung sucht und es nicht findet.‹ Sie beschlossen, alle Diskussionen zu sammeln und mit den Namen der Tradenten aufzubewahren. Die bindende Entscheidung sollte nach dem Mehrheitsprinzip fallen. Weshalb aber, so fragten sie weiter, sind dann auch die Minoritätsvoten, selbst wenn sie von einem einzigen Gelehrten stammen, aufbewahrt worden? Nach einer Meinung nur, um sie eben durch ihre Erwähnung und Widerlegung außer Kraft zu setzen. Rabbi Jehudu ... widersprach; sie sind aufbewahrt worden, ›damit man sich auf sie wird stützen können, wenn vielleicht ihre Stunde kommt.‹“ Hätten wir – nicht nur die Schriftsteller – hätten wir alle doch Ohren, um auf diese warnende Weisheit einer religiösen Tradition zu hören.

Die pädagogischen Herausforderungen der Informations- und Unterhaltungsmedien

Eine Erklärung der Kommission 3 („Bildung und Kultur“) des ZdK

Mit Datum von 15. Juli 1987 veröffentlichte die Kommission 3 („Bildung und Kultur“) des Zentralkomitees der deutschen Katholiken eine Erklärung „Pädagogische Herausforderungen in der Medien- und Informationsgesellschaft“. Der unter der Federführung der Berliner Bürgermeisterin und Schulsensatorin, Hanna Renate Laurien, entstandene Text versucht, alle wesentlichen, durch die elektronischen Informationstechniken entstehenden kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen zu bündeln und daraus die notwendigen pädagogischen Konsequenzen, vor allem für Elternhaus und Schule, abzuleiten. Hier der Wortlaut. Die Zwischenüberschriften gehören zum Text, die Hervorhebungen sind von der Redaktion.

Merkmal einer freiheitlichen Gesellschaft ist es, Möglichkeiten zum Wählen und Gestalten zu geben, Alternativen anzubieten. Diese Möglichkeiten kann nur der wahrnehmen, der an Maßstäben orientierte Entscheidungen zu treffen vermag, nicht in der Vielzahl des Beliebigen untergeht.

Beziehen wir diese Merkmale auf unsere Medien- und Informationsgesellschaft, so wird deutlich:

- die Anbieter müssen Abschied vom „Monopol“ nehmen; aus der Vielzahl der Sender muß sich die Vielfalt der Programme entwickeln;
- die Abnehmer müssen das „Wählen-Können“ lernen. Besorgnis und Faszination mischen sich in dieser Situation. Die Erklärung der Kommission 3 „Bildung

und Kultur“ des ZdK will Anregungen und Hilfen vermitteln, Vorurteile abbauen, zukunftsbezogene Chancen und Forderungen erkennen helfen.

Was ist neu?

Mit dem Fernsehen leben wir schon seit Jahrzehnten. Wenn wir Deutschen auch, gemessen am „Vielseher“ (Anm.: Michael Buß, Die Vielseher, A. Metzner-Verlag, Frankfurt/Main, 1986, definiert V. als Leute mit drei und mehr Stunden täglichen Fernsehkonsums) im internationalen Vergleich durchaus kein Volk von Fernseh-süchtigen sind, ja in den letzten zehn Jahren unseren Fernsehkonsum bei Kindern und Erwachsenen um durchschnittlich 20 Minuten pro Tag gesenkt haben, so ist dies doch weder ein Beleg für vorhandene Medienpädagogik noch ein Beruhigungssignal.

Neu ist, daß durch die Einführung privater Fernsehprogramme das Fernsehmonopol der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten wenn nicht aufgelöst, so doch gemindert wird. Der Zwang: „Das muß man gesehen haben!“, die Festlegung auf ein Programmschema („jetzt läuft XY, da darf man nicht anrufen oder klingeln“), wird durchbrochen. Durchbrochen wird auch die Festlegung auf eine einzige Art der Darstellung von Wirklichkeit, die als Wahrheit genommen wurde: „Das war im Fernsehen!, also stimmt es ...“ Die Vielzahl der Berichte und